

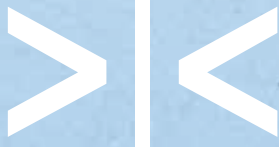
KONTROVERSE

Brauchen wir eine Kirche der Armen?

3

Christine Wenona Hoffmann

Überlegungen
zu einer
(m)achtsamen Kirche



Lukas Ohly

Die Ideologiefalle
einer
„Kirche der Armen“



Überlegungen zu einer (m)achtsamen Kirche

von Christine Wenona Hoffmann



Prof. Dr. Christine Wenona Hoffmann

Professorin
für PraktischeTheologie

Die ökonomische Ungleichheit nimmt weltweit zu. Schon bei seiner ersten Audienz forderte Papst Franziskus im Jahr 2013 „Ich möchte eine arme Kirche und eine Kirche für die Armen.“ Kann dies eine sinnvolle Perspektive auch für die evangelische Kirche sein? Christine Wenona Hoffmann und Lukas Ohly beleuchten diese Frage aus der Perspektive ihrer jeweiligen Fachdisziplinen.

4

1. Mehr als nur eine Frage

Diese Frage ist nicht nur von kybernetischer und kirchentheoretischer Bedeutung, sondern nimmt in ihrer geschickten Formulierung auch (fast) alle anderen praktisch-theologischen Fächer auf. Zugleich ist sie lehrbuchhaftes Beispiel und Zeugnis der Geschichte der „Kirche der Armen“, ihrer Missverständlichkeit, Kontextabhängigkeit, darin auszumachenden Stolpersteinen, Spannungen, Unsicherheiten und Kontroversen. Ihre Formulierung rückt dabei zunächst die Frage und Konstitution der eigenen Identität in den Fokus und zeigt, was wir (als nach bestimmten gemeinsamen Charakteristika – hier wohl evangelisch, landeskirchlich, privilegiert – zusammen- und vorausgesetzte Größe) bisher wohl nicht haben, bzw. als was wir uns nicht wahrnehmen: eine Kirche der Armen. Zugleich scheint es Gründe und Umstände zu geben, die eine solche Kirche offenbar bedenkenswert machen. Auch lässt die Formulierung offen, ob wir grundsätzlich eine Kirche der Armen brauchen – also neben „unserer“ –, ob wir eine solche werden sollten oder ob es schlicht einer Beschäftigung mit „einer Kirche der Armen“ bedarf. Wie immer es auch sei, so zeigt bereits die Fragestellung als solche, wie kontext- und begriffsabhängig diese auf Zuschreibungen und Abgrenzung gründende identitäre Frage ist, in der ich zugleich eine Anfrage an die prognostizierte (auch materielle) Zukunft der Kirchen lese. All diese, wohl sehr bewusst implizit gesetzten, offenen Fragen danach, was wir überhaupt (wirklich) brauchen, wer wir eigentlich sind, was oder wer diese (eine?) Kirche ist, wer oder was die Armen sind, sind im Folgenden mitzudenken, anzureißen und können zugleich hier (wenn überhaupt) nur fragmentarische Beantwortung erfahren.

2. Kirche der Armen – biblische Bezüge

Im Anschluss an die biblische Verhandlung des vieldimensionalen Phänomens von Armut ist zunächst festzuhalten: Armut ist eine soziale und damit ausschließlich relational zu denkende Realität. Sie steht immer im Kontext von Gerechtigkeitsdiskursen, ist häufig Folge von Unrecht, Abhängigkeitsverhältnissen und Ausbeutung sowie abgrenzendes Spezifikum gegenüber anderen (Gruppen). Aufgrund ihrer existenziellen Bedeutung und exkludierenden Wirkung kommt dem Umgang mit Armut biblisch (und damit auch ekklesiologisch und eschatologisch) eine zentrale Rolle zu und begründet den Appell für einen verantwortlichen Umgang mit Reichtum, seine Ablehnung, wenn er auf Kosten anderer generiert wird, und mündet in die geforderte Sicherstellung einer möglichen Teilhabe aller an der Gemeinschaft (mit Gott). Diese findet in der theologischen Annahme von Gottes Solidarität mit Armen, Schwachen und Leidenden im Leiden Christi ihren prominentesten Ausdruck. Eine moralische Überhöhung „der“ Armen oder implizite Forderung nach egalitären Strukturen ist biblisch jedoch nicht zu begründen. Zugleich zeigt sich darin: Sowohl die Entstehung von Armut als auch die Solidarität mit und der Einsatz für Arme, Schwache und Leidende geht immer mit Macht einher und zwischenmenschlich von denen aus, die bereits Teilhaben und sich dadurch von denen, für die sie sich einsetzen, als Anderen unterscheiden.

3. Von der Kirche der Armen zur vorrangigen Option für die Armen

Diese Zusammenhänge werden praktisch-theologisch noch immer primär diakonie-wissenschaftlich diskutiert (Albert, Helfen als Gabe und Gegenseitigkeit, 2010) und schließen im weitesten Sinne an die befreiungstheologische Diskussion zur „Kirche der Armen“ an. So fragt diese nicht nach einer „Kirche der Armen“, sondern nimmt mit dem Begriff der „vorrangigen Option für die Armen“ (Haslinger, Diakonie, 2009 sowie noch immer Bedford-Strohm, Vorrang für die Armen, 1993) bewusst die unüberwindbare, bestehenbleibende Fremdheit in der strukturell-immanenten Asymmetrie einer solchen Option in den Blick. Diese Option fordert weder eine arme und damit egalitäre, aber möglicherweise handlungsunfähige Kirche noch eine (mit dem Nötigsten) versorgende, Armut verwaltende, paternalistische Struktur. Vielmehr wird darin (und letztendlich im direkten Anschluss an Boff und Pixley selbst) versucht, über die Ermöglichung von Teilhabe vom Handeln für die Armen zu einem Handeln mit den Armen und schließlich zum Handeln der Armen selbst zu kommen. Und zwar innerhalb der eigenen kirchlichen, gemeindlichen Strukturen – auch jenseits der Diakonie!

4. (M)achtsame, praktisch-theologische Anschlüsse

Ein Blick in die konkrete Gestalt und Realität kirchlichen Lebens sowie der Organisation und Konstitution (landes-)kirchlicher Strukturen hierzulande zeigt nämlich, dass diese zwar den biblisch begründeten Anspruch, eine Kirche für alle zu sein, erhebt und, besonders in der vielfältigen und wichtigen Arbeit der Diakonie, bereits Großes für die Armen leistet. Diese Arbeit findet jedoch inhaltlich und strukturell weitgehend getrennt von gemeindlichem Handeln statt. So ist kirchliches Leben vielerorts (und sicher unbewusst) noch immer so strukturiert und gestaltet, dass Menschen, die anders sind als wir – hier die materiell Armen und sozio-kulturell Diskriminierten – genau an diesem

»Kirchlicher Habitus, gewachsene Tradition und Codes wirken (auch beim besten Willen) exkludierend und häufig sogar beschämend«

(kulturellen) Leben aber nicht teilnehmen (können). Kirchlicher Habitus, gewachsene Tradition und Codes wirken (auch beim besten Willen) exkludierend und häufig sogar beschämend (Hoffmann, Die politische Dimension seelsorglicher Praxis, ZThK (1/2024); Schlag, Offen für alle – Offenheit für alle, JDS (2/2018)). Die Befremdung, die von hochkirchlichen Gottesdiensten, einem engen, noch immer in schleiermacherscher Fortschreibung gelesenen Seelsorgeverständnis sowie der Tradierung alter Pfarr-

bilder einhergeht, sind nur einige Beispiele. Selbstverständlich darf und soll es solche Gottesdienste und auch klassische Seelsorge geben. Ebenso selbstverständlich können sich Menschen, die kirchlich sozialisiert und ohne materielle und sozio-kulturelle Diskriminierungserfahrungen aufgewachsen sind, mit den Bedürfnissen der „Anderen“ nicht identifizieren und sollten dies – im Sinne einer Anbiederung – auch bitte nicht tun. Zugleich scheint aber eine reflexive Beschäftigung, Wahrnehmung und Auseinandersetzung mit der eigenen kulturellen Identität, deren Wirkung und damit einhergehenden Macht ein zentraler Parameter zu sein auf dem Weg zu einer (m)achtsamen Kirche, die

die „Anderen“ mehr als nur (in der Diakonie) versorgt, sondern – auch politisch – mit dazu beiträgt, dass alle an der Gemeinschaft (mit Gott) teilhaben können. Dies scheint zudem angesichts der Tatsache, dass eben letztendlich nicht wir darüber entscheiden, wer an der Gemeinschaft mit Gott teilhaben darf, nur konsequent. Wenngleich auch mit dem Begriff der „vorrangigen Option für die Armen“ Spannungen, Zuschreibungen und Othering verbunden sind, so scheint er mir ein wichtiger Wegweiser zu einer Erkenntnis, von der letztendlich die Kreditibilität von Kirche selbst abhängt und die sie neben ihrer (kulturellen und politischen) Macht und noch immer bestehenden großen materiellen Ressourcen sogar reicher machen könnte. Darum meine ich: Nein, wir müssen keine (materiell) arme Kirche werden, aber wir müssen „unser“ kirchliches Leben (außerhalb der Diakonie) und die Konstruktion „unserer“ kirchlichen Identitäten viel (macht- und diversitäts-)sensibler reflektieren und gestalten. Die Wahrnehmung „der Armen“ und derer, die nicht so sind wie wir, ist hierfür eine primäre Voraussetzung.